

Eva Roth

Lila Perk

Jungbrunnen

1

Wir haben plötzlich ein Auto. Und es fährt.

„Iss fertig“, sagte Papa, „ich zeig dir was.“

Sofort zog ich die Schuhe an. Wir gingen hinaus und etwas die Straße hinunter. Papa zog einen Schlüssel aus der Hosentasche, und gleichzeitig blinkten die Lichter eines silbergrauen Autos, das am Straßenrand geparkt war. Es hatte hinten ein Ersatzrad, und ich war sicher, dass man damit auch durch Bäche fahren konnte.

„Steig ein“, sagte Papa.

Er selbst öffnete die Tür rechts und setzte sich auf den Beifahrersitz. Wollte er wirklich, dass ich mich ans Steuer setzte? Ich zögerte.

Er stieg wieder aus, kam um das Auto herum und streckte mir den Schlüssel entgegen. „Ach so. Den brauchst ja du.“

Ich sah mich um. Wenn uns jemand beobachtete? Wenn jemand dachte, mein Vater sei so verrückt geworden, dass ich nicht mehr bei ihm wohnen konnte? Ich blieb einfach stehen. In den Nachbarhäusern war niemand an den Fenstern zu sehen, aber wer konnte schon wissen, wer sich dahinter verbarg? Nur die alte Frau von gegenüber beugte sich im Vorgarten über ihre Einkaufsstüte. Sie hatte uns nicht bemerkt. Trotzdem konnte ich mich nicht bewegen, ich konnte mich nicht hinter dieses Steuer setzen, selbst wenn ich gewollt hätte. Schon die Vorstellung davon gelang mir kaum.

„Warum soll ich mich ans Steuer dieses Autos setzen?“, fragte ich.

„Weil wir verreisen“, sagte Papa. „Und wenn mir irgendwo

im Nirgendwo etwas passiert, musst du mit dem Auto Hilfe holen.“

„Mit dem Auto?“

„Klar.“

Papa hatte Reisepläne? Und ich sollte ihn retten, wenn etwas passierte? Mit einem Auto? Und wenn etwas passierte, und ich schaffte es nicht, ihn zu retten? Würde ich dann ganz allein irgendwo im Nirgendwo zurückbleiben? Mir war schwindlig. Ich hielt mich am Auto fest.

„Wohin reisen wir?“, fragte ich, aber er hörte es offenbar nicht.

Er schaute mich nur an und seufzte: „Also gut. Ich fahre nach vorne zum Parkplatz beim Baumarkt. Dann übernimmst du.“

Ich wollte nicht. Meine Knie zitterten, und in meinem Bauch klumpten sich etwas zusammen. Als wir auf dem Parkplatz ankamen, merkte ich aber, dass Papa es ernst meinte. Er wollte, dass ich Autofahren lernte. Obwohl sich alles in mir dagegen sträubte, beschloss ich mitzuspielen. Ich wollte Papa auf keinen Fall wieder verlieren. Ich wollte, dass er weiter mit mir sprach, denn seit über einem Jahr hatte er nicht viel mehr zu mir gesagt als „komm!“, oder „hast du Hunger?“, oder „es ist Zeit.“ Das Einzige, was ich dafür tun konnte, war einzusteigen.

Meine Beine reichten kaum bis zu Gas und Bremse hinunter. Aber wenn ich sie durchstreckte, ging es.

„Das ist das Wichtigste“, meinte Papa, „das Gas und die Bremse.“

Von außen hatte das Auto größer ausgesehen als von in-

nen. Papa stellte mir den Sitz ein, damit ich über die Kühlerhaube sehen konnte: so hoch und so weit nach vorne, wie es ging. Ich hielt mich am Lenkrad fest.

„Wem gehört denn das Auto?“, fragte ich.

„Uns“, sagte Papa.

Links und rechts standen die geparkten Autos in Reihen.

„Das Wichtigste ist“, sagte Papa, „dass du keine Leute anfährst. Der Rest ist wie Autoscooter.“

Autoscooter? Das klang nach Jahrmarkt. Das klang nach einem Spaß, den wir früher einmal gehabt hatten, und ich erinnerte mich, wie ich mit Papa in einem kleinen Wagen Kurven gedreht und wie Mama vom Rand aus mit meiner Zuckerwatte gewinkt hatte. Ich würde also Autoscooter spielen. Jetzt war der Wagen einfach etwas größer als damals. Aber ich war ja auch größer geworden. Und Mama musste ich mir einfach vorstellen. Ich stellte mir vor, wie sie im Schatten des Baums vor den geparkten Autos stand und mir zuwinkte.

Ganz leicht drückte ich auf das Gaspedal.

Wir rollten! Wenn ich etwas stärker drückte, ging es schneller voran. Ziemlich schnell. Ich hatte keine Ahnung, ob ich mit genügend Abstand zu den Hinterteilen der anderen Autos fuhr. Ob Papa ins Lenkrad greifen würde, bevor ich einen Unfall baute? Weiter vorne überquerte eine Frau mit einem Baby im Tragetuch die Fahrbahn. In der Mitte blieb sie stehen und drehte sich um. Sie streckte die Hand nach einem Kleinkind aus, das ihr folgte. Ich erschrak fürchterlich und erinnerte mich nicht mehr, wo die Bremse war. Wir kamen der Frau und ihren Kindern immer näher, ich schrie, Papa zog die Handbremse und griff ins Steuer,

sodass wir einen kleinen Schlenker machten und dann mit einem Ruck stehen blieben.

Die Frau schaute verärgert in unsere Richtung, und Papa zischte:

„Tu, als ob du achtzehn wärst!“

Ich streckte mich so lang, wie es ging. Ich bin nämlich nicht achtzehn, sondern zwölf. Papa hob beschwichtigend die Hände. Die Frau nahm ihr Kind bei der Hand und ging weiter.

„Also gut“, sagte Papa, „ich fahre uns jetzt zum Waldrand. Dort laufen keine wilden Menschen rum.“

Auf dem Weg zum Wald lehnte ich mich erschöpft auf dem Beifahrersitz zurück. Ich hoffte, dass ich da sitzen bleiben konnte, während er die Waldwege abfuhr. Sollte ich ihm sagen, dass ich mit ihm fahren, aber mich nicht ans Steuer setzen wollte? Ich tat es nicht, damit er nicht wieder aufhörte, mit mir zu sprechen.

Als wir am Waldrand ankamen, zeigte mir Papa nochmals alles in Ruhe, und ich übte auf den Wegen weiter: Gas geben, bremsen, in der Spur bleiben. In der Spur zu bleiben, war gar nicht so einfach. Anhalten, den Hebel auf P stellen, abschalten. Einschalten, auf die Bremse steigen, auf D gehen, die Bremse loslassen, auf das Gas steigen, losfahren. Rückwärts, vorwärts. Ich umklammerte das Lenkrad, und alles fühlte sich an wie Autoscooter und Geisterbahn zusammen: gut und auch nicht so gut.

2

Papa spricht wieder

Schon ein paar Tage vor diesem Samstag, an dem mir Papa das Autofahren beibrachte, hatte er davon angefangen. Wir hatten in der Küche beim Frühstück gegessen. Er schob mir die Dose mit der Frühstücksschokolade über den Tisch und sagte: „Es ist Zeit, dass du Autofahren lernst.“

Ich war platt, und zwar nicht, weil das Autofahren für Zwölfjährige verboten ist, sondern weil Papa überhaupt etwas zu mir sagte, an einem ganz normalen Montagmorgen. Ich rührte einen Haufen Schokoladenpulver mit Wasser zu einem Brei, löffelte und wartete darauf, dass er noch etwas sagen würde. Aber er saß einfach da und schaute mich mit leuchtenden Augen an.

Ich sagte: „Wir haben doch gar kein Auto.“

Papa griff nach dem Buch neben sich. Es hieß *Überleben in der Wildnis: Alle wichtigen Tipps*.

Er schob es mir über den Tisch, klopfte mit dem Finger darauf und nickte. Dann stand er auf und sagte im Hinausgehen: „Der Mensch ist viel zu bequem geworden. Überleben kann man auch mit sehr wenig.“

Ich wollte ihn daran erinnern, dass ich noch gar nicht Autofahren durfte. Und was sollte dieses Überlebensbuch? Bis jetzt hatte Papa sich nicht für die Natur interessiert, außer dass er wieder angefangen hatte zu joggen. Doch ich hörte schon sein „Tschüs!“, und die Wohnungstür fiel ins Schloss.

Aus dem Buch wurde ich nicht schlau. Es handelte von sturmfesten Knoten und essbaren Wildpflanzen, aber ein

Auto kam darin nicht vor. Papa hatte gesagt, dass man mit sehr wenig überleben könne. Warum sollte ich Autofahren lernen, wo wir doch bis jetzt prima ohne Auto ausgekommen waren? Auf dem Schulweg dachte ich darüber nach. Was wollte Papa mit dieser verrückten Idee und dem Buch? Und warum sagte er nichts Genaueres dazu? Ich freute mich zwar ein wenig, dass er etwas mit mir vorhatte, aber dass es gleich Autofahren sein musste, war sonderbar.

Das Buch blieb in den nächsten Tagen auf dem Küchentisch liegen. Manchmal blätterte ich darin, doch Papa sagte nichts mehr dazu. Ich traute mich nicht nachzufragen, weil ich spürte, dass etwas ganz Neues in ihm vorging. Das vergangene Jahr war schrecklich gewesen. Seit Mama weg war, hatte Papa die ganze Zeit mit grauem Gesicht am Tisch gesessen und durch mich hindurch gestarrt. Ich hatte auch oft am Tisch gesessen. Zwischendurch war Papa arbeiten gegangen und ich zur Schule. Ab und zu waren Oma und Opa Perk vorbeigekommen und hatten Eintopf gekocht, damit wir etwas Warmes hatten. Sie hatten versucht, mit uns zu sprechen. Anfangs hatten sie geflüstert, aber mit der Zeit hatten sie wieder normal bis extralaut über gewöhnliche Sachen wie Gummistiefel, Kartoffelsalat und den Hund des Nachbarn gesprochen. Nur nicht über Mama. So ging das bis in diesen Frühsommer hinein.

Die Woche verging, und das Buch lag in der Küche. Ich schob es mal ans eine Ende des Tisches, mal ans andere. Ich drehte es auf die Rückseite, dann wieder auf die Vorderseite, auf der ein Mann vor seinem Zelt abgebildet war. Manchmal stellte ich mir vor, wie es wäre, wenn ich ein Auto steu-

ern würde. Papa beachtete das Buch nicht und sprach auch nicht mehr darüber, aber er räumte es auch nicht weg. Am Samstag aber lehrte er mich das Autofahren, und ich fragte mich, ob das Nirgendwo, wo ich ihn vielleicht retten sollte, die Wildnis war, von der sein Buch handelte.

3

Oma und Opa Perk

Am Sonntagabend briet Opa Perk Würste auf dem Grill, und wir saßen in einer Reihe nebeneinander, weil unser Balkon ziemlich schmal ist.

„Bald sind Sommerferien“, sagte Oma und lächelte zuerst mich und dann Opa an, der die Würste auf dem Grill immer wieder drehte.

Opa rief: „In den Sommerferien gibt es nichts Schöneres als Strand und Meer.“

Oma strich mir über das Haar: „Wir haben wieder die Ferienwohnung in Kroatien gemietet. Möchtest du mit uns kommen? Natürlich darfst du auch diesmal deine Freundinnen mitnehmen. Opa und ich fanden es prima mit euch, letzten Sommer.“

„Wir haben schon Pläne“, sagte Papa. „Vielleicht kommt Lila ein andermal wieder mit euch.“

„Pläne?“, rief Opa, während Oma sich bemühte, mich anzulächeln.

„Was habt ihr denn vor?“, fragte sie mich.

Ich zuckte mit den Schultern. Genau das wollte ich ja auch wissen!

Papa sagte: „Ich will einfach mal wieder weg. Mir etwas gönnen. Mit Lila. Wir fahren los und schauen, wohin es uns zieht. Wenn es uns irgendwo gefällt, bleiben wir, sonst fahren wir weiter.“

„Fahren?“, fragte Opa. „Womit denn?“

„Wir haben jetzt ein Auto“, erklärte Papa, und ich rief: „Und ich ...!“

Aber Papa warf mir einen eindringlichen Seitenblick zu. Ich merkte sofort, dass ich Oma und Opa nichts vom Autofahren erzählen durfte. Ich sagte: „Und ich wollte sowieso auch wieder mal weg.“

Oma und Opa Perk waren enttäuscht, das spürte ich genau. Aber sie rissen sich zusammen und sagten zu Papa: „Schön, Peter, dass du wieder Pläne hast. Das wird Lila und dir gut tun.“

Ich war mir nicht sicher: Natürlich wollte ich mit Papa in Urlaub fahren. Aber letztes Jahr hatte ich mit Ria und Jacqueline, meinen besten Freundinnen, zwei Wochen bei meinen Großeltern am Meer verbracht. Das war das Beste gewesen in diesem ersten Sommer ohne Mama. Papa war zu Hause geblieben. Ehrlich gesagt, war ich damals froh, dass er nicht mitgekommen war. Jetzt aber redete er wieder, und wir teilten ein Geheimnis. Das wollte ich nicht mehr verlieren.

4 Nachtfahrt

Nachdem Oma und Opa Perk sich verabschiedet hatten, war es bereits dunkel.

„Wir üben noch eine Runde“, sagte Papa. „Jetzt ist nicht viel Verkehr, und im Notfall ist es wichtig, dass du auch in der Nacht fahren kannst.“

Ich hätte längst im Bett sein müssen. Aber für Papa gab es offenbar Wichtigeres: Nachtfahren.

Diesmal saß ich am Steuer. Ich fuhr unsere Straße hinunter. Alles war still, und der Scheinwerfer streifte die Hecken der Vorgärten. Vor Rias Haus erkannte ich das Auto ihrer Eltern. Oben waren noch einige Fenster erleuchtet, aber ich hatte keine Zeit zu schauen, ob es Rias Wohnung war oder die daneben. Papa saß kerzengerade neben mir und umfasste die Handbremse. Mit der anderen Hand dirigierte er mir die Richtung und gab kurze Anweisungen: „Bremsen. Rechts, dann anrollen und hinunter. Vor dem Bahnhof wieder rechts.“

Plötzlich wusste ich, wohin er wollte: zum Platz vor dem Güterschuppen.

Vor dem Güterschuppen gab es eine Rampe. Unter diese Rampe kroch ich oft, wenn ich allein sein wollte und trotzdem keine Lust hatte, nach Hause zu gehen. Unter der Rampe war es immer trocken, und manchmal machte ich dort sogar meine Hausaufgaben. Es war der beste Unterschlupf im ganzen Viertel, und es war nur erstaunlich, dass nicht viele andere das auch schon gemerkt hatten.

Unter der Rampe war ich immer für mich. Auf der Rampe, also direkt über mir, trafen sich seit zwei Wochen einige aus der achten Klasse und rauchten. Aber davon hatte Papa keine Ahnung, als wir am Güterschuppen vorbeifuhren. Es war schon fast Mitternacht, aber da saß tatsächlich Aurel und ließ die Beine baumeln. Er schaute genau zu mir, und in seiner Hand glomm eine Zigarette. Hoffentlich hatte er mich nicht erkannt! Aurel kannte ich von früher, als er noch in die gleiche Schule ging wie ich und berühmt war für seinen Rekord im Hausordnung-Abschreiben. Bis am vergangenen Donnerstagnachmittag hatte er mich jedoch nicht gekannt, denn ich war ja zwei Jahre jünger als er. Aber dann war etwas Peinliches passiert. Ich hatte unter der Rampe gesessen und denen aus der Achten zugehört:

„Glaubst du’s nicht?“, hatte Aurel gerufen, und seine Stimme hatte sich überschlagen. „Glaubst du nicht, dass ich das könnte? Noch bevor du dich umgedreht hast?“

„Was, umgedreht“, hatte ein Mädchen geschrien, „wenn du es tun würdest, würden wir uns bestimmt nicht umdrehen!“

„Gib mir lieber noch was“, hatte jemand anderer gesagt, und kurz war es ruhig.

Dann waren Aurel und ein Mädchen aus der Gruppe von der Rampe weg nach vorne zum Gebüsch gelaufen. So konnte ich sie gut sehen. Aurel war vor dem Mädchen gestanden, und sie hatte auf ihn eingeredet, ihn an den Schultern gefasst und ihn geküsst. Da hatte er sie an sich gezogen. Über mir auf der Rampe hatten alle gegrölt und gejoht und geklatscht. Aurel und das Mädchen waren grinsend zurückgekommen, und da hatten sie mich entdeckt.

„He!“, hatte das Mädchen gerufen, „komm mal raus!“
Ich hätte fast in die Hose gemacht. Alle hatten mich angestarrt, und jemand hatte gefragt: „Sitzt du schon lange da unten?“

Ich hatte nur mit den Schultern gezuckt, und ein anderes Mädchen hatte gemurmelt: „Sie konnte ja nicht sehen, was da oben abging.“

Aurel hatte mich gefragt: „Wie heißt du?“

„Lila“, hatte ich gesagt, und er hatte gelacht: „Ich habe dich nicht nach deiner Lieblingsfarbe gefragt.“

„Ich heiße Lila“, hatte ich etwas lauter wiederholt. Er hatte wie ein Fußballspieler, der nicht schuld am Foul ist, die Hände von sich gehalten und gesagt: „Okay, okay, Lila. Ich heiße Aurel. Das bedeutet der Goldene.“

Alle hatten gelacht. Dann hatte das Mädchen, das ihn geküsst hatte, zu mir gesagt: „Also“, und ich hatte gespürt, dass das die Aufforderung war zu verschwinden.

Sonst hatte niemand mehr etwas gesagt, und ich war gegangen, und das alles war mir so peinlich gewesen, dass ich seither nie mehr unter die Rampe gekrochen war.

Und nun saß ich mitten in der Nacht hinter dem Steuer eines Autos neben meinem verrückten Vater und sollte so tun, als ob ich erwachsen wäre, und da vorne saß Aurel. Offenbar gab es Dinge, die immer noch peinlicher wurden, auch wenn man dachte, das sei nicht möglich. Ich bremste ab, bis das Auto stand.

Papa drehte sich erschrocken zu mir: „Was ist?“

„Ich kann da nicht noch einmal durchfahren“, sagte ich, und ich war plötzlich so klein, dass ich nicht mehr über die Kühlerhaube sah.

„Aber im Notfall ...“, begann Papa, doch dann überlegte er es sich anders: „Also gut. Ich fahre nach Hause.“

Wir stiegen beide aus. Als ich um das Auto herumging, sah ich, wie Aurel mich anstarrte. Ich machte, dass ich so schnell wie möglich auf die Beifahrerseite kam. Was, wenn Aurel uns verriet?

5 Verrückte Namen

Seit Mama weg war, passte nichts mehr zusammen. Manchmal war mir schlecht vor Angst, doch ich wusste nicht, wovor ich mich fürchtete. Dann dachte ich schnell an die Hausaufgaben, ans Mittagessen oder an die Klarinettenstunde. Wenn ich nicht an diese normalen Dinge gedacht hätte, wäre ich tot umgefallen. Es war wie ein schwarzer Wirbel, der mich einsaugen wollte. Genau genommen hatte ich dieses Gefühl schon seit zwei Jahren, seit Mama krank geworden war. Vielen aus meiner Klasse fiel aber erst auf, dass bei mir etwas nicht so lief wie bei ihnen, als Mama weg war. Und plötzlich benahmen sie sich anders mir gegenüber. Plötzlich hatten sie Mitleid mit mir, wussten nicht mehr, was sie mit mir sprechen sollten oder waren übertrieben nett. Sie nannten mich auch nicht mehr so oft wie früher „Lila Zwerg“, sondern einfach Lila. Mit Ausnahme von ein paar Jungs. „Lila Zwerg“ hatte ich geheißen, weil ich bis in die vierte Klasse die Kleinste gewesen war. Und weil irgendein Schlaumeier gefunden hatte, dass es ähnlich klingt wie Lila Perk, obwohl sich das nur einer ausden-

ken konnte, der zu dumm zum Reimen ist. Das Schlimme aber war, dass es auch eine Fruchtquark-Marke gab, die „Lila Zwerg“ hieß, und so blieb der Name einfach an mir hängen, als ob er normal wäre.

„Lila Perk“, hatte Mama manchmal gesagt, „wir haben dir den schönsten Namen überhaupt gegeben. Nicht wahr, Peter?“ Papa nickte dann immer und sagte: „Klar.“

Eltern haben keine Ahnung.

Vielleicht wäre es schlauer gewesen, wenn sie mir Papas Namen gegeben hätten. Er heißt nämlich Genner. Dann wäre ich jetzt Lila Genner, Tochter von Peter Genner. Aber meine Eltern hatten ja auch keine Ahnung gehabt, dass Mama plötzlich weg sein würde.

Meine beste Freundin hieß Jacqueline. Jacqueline war auch ein verrückter Name, ziemlich altmodisch. Vielleicht war er noch verrückter als meiner. Aber er klang nicht wie Fertigpizza, Duschgel, Quark oder so was, sondern passte einfach zu Jacquelines Mutter. Die sammelte Porzellantassen mit Goldrand, trug Schmuck mit Glitzersteinchen und wollte ihrer Tochter den Namen ihrer Großtante geben. Dass Jacqueline ein verrückter Name war, bekam ich erst mit der Zeit mit, als ich merkte, dass alle Leute zweimal nachfragten, bevor sie glaubten, dass Jacqueline wirklich Jacqueline hieß. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie anders heißen könnte, und sie selbst mochte ihren Namen auch.